Neue Zürcher Zeitung

Bartgeier und Braunbär: Die Schweiz schützt die Artenvielfalt – aber die Schutzfläche ist viel kleiner als gefordert

Schon seit 2020 sollten eigentlich 17 Prozent der Landesfläche unter Schutz stehen. Doch das ist noch lange nicht der Fall. Ein Überblick mit Karten heutiger und potenzieller Schutzgebiete der Biodiversität.

Sven Titz (Text), Jonas Oesch (Karten)

13.12.2022, 05.30 Uhr

Im Val Trupchun im Engadin steht die Artenvielfalt unter Schutz. Das Tal befindet sich nämlich im Schweizerischen Nationalpark, der im Jahr 1914 gegründet wurde.

Gaëtan Bally / Keystone

Seit dem 7. Dezember verhandeln Staatsvertreter aus aller Welt in Montreal an der Uno-Artenschutzkonferenz wieder über die Bewahrung der biologischen Vielfalt. Fortschritte gibt es in diesem Bereich jedoch nur sehr langsam – etwa bei den Schutzgebieten.

2010 beschliesst die damalige Artenschutzkonferenz in Japan, dass 17 Prozent der Landfläche unter Schutz gestellt werden sollten. Neuerdings sind sogar 30 Prozent in der Diskussion. Nur wenn so grosse Flächen geschützt würden, sagen Wissenschafter, könnten die bestehenden Leistungen der Ökosysteme bewahrt werden: Ökosysteme dämpfen etwa Hochwasser an Flüssen, sie liefern Rohstoffe, sie sorgen für die

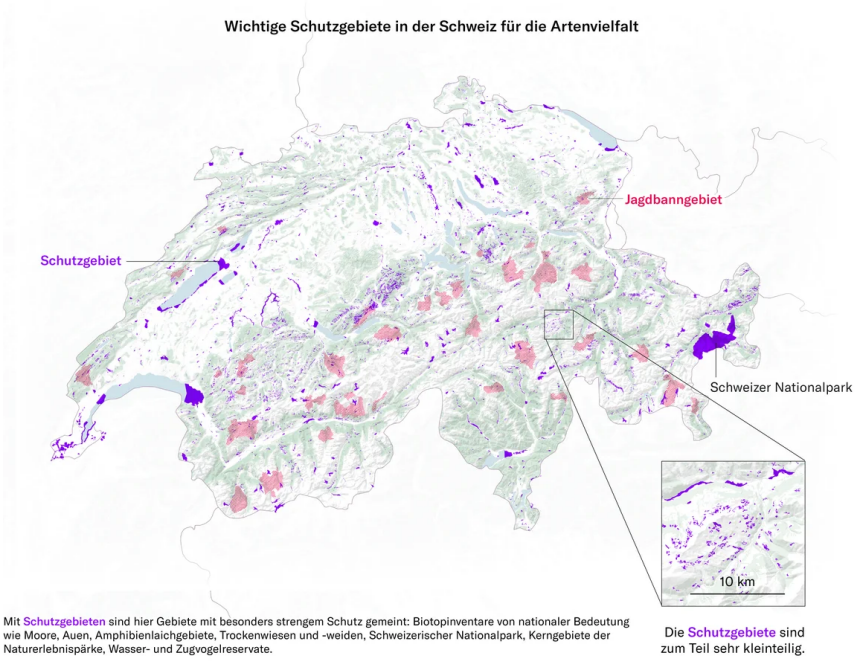
Bestäubung von Obstbäumen, sie dienen den Menschen zur Erholung; es ist eine lange Liste.

Doch selbst von den vereinbarten 17 Prozent sind viele Staaten noch weit entfernt. Auch die Schweiz hinkt hinterher: Bisher dienen nach Angaben des Bundes nur rund 13 Prozent der Fläche dem Schutz der Biodiversität. Dabei gäbe es eigentlich viele weitere Areale, die schützenswert wären.

Mit dem Nationalpark im Engadin fing es an

Ursprünglich wurden die Gebiete, welche die Schweiz für die Bewahrung der biologischen Vielfalt ausgewiesen hat, für verschiedene Zwecke angelegt. Zu den wichtigsten mit dem strengsten Schutz zählen die folgenden vier Kategorien:

- Bereits im Jahr 1914 gründete man den **Schweizerischen Nationalpark** im Osten Graubündens. 1974 wurde er zu einem Unesco-Biosphärenreservat erklärt. Heute leben dort sogar wieder Bartgeier und Braunbären.
- Enorm wichtig seien die nationalen **Biotopinventare**, sagt der Pflanzenökologe Markus Fischer von der Universität Bern: «Sie sind das Heiligste vom Heiligen, was die Biodiversität betrifft.» Die Inventare enthalten zum Beispiel Auen, Trockenwiesen und Moore. Fischer möchte keine Rangliste ihrer jeweiligen Bedeutung aufstellen; eher sei zu fragen, was noch fehle. Und das sei leider viel.
- Geschützt sind auch die **Wasser- und Zugvogelreservate** von nationaler und internationaler Bedeutung. In den Gewässern der Schweiz überwintern alljährlich Hunderttausende von Wasser- und Zugvögeln.
- Weitere Schutzgebiete von nationaler Bedeutung sind die **Kerngebiete der Naturerlebnispärke**. Ein bekanntes Beispiel dafür ist der Naturerlebnispark Sihlwald südlich von Zürich.



Quelle: Info Flora

Darüber hinaus wurden schon vor langer Zeit die sogenannten **Jagdbanngebiete** deklariert. Sie dienen dazu, dass sich der Bestand an jagdbaren Huftieren erholen kann – also zum Beispiel der Bestand an Gemsen, Hirschen, Rehen und Steinböcken.

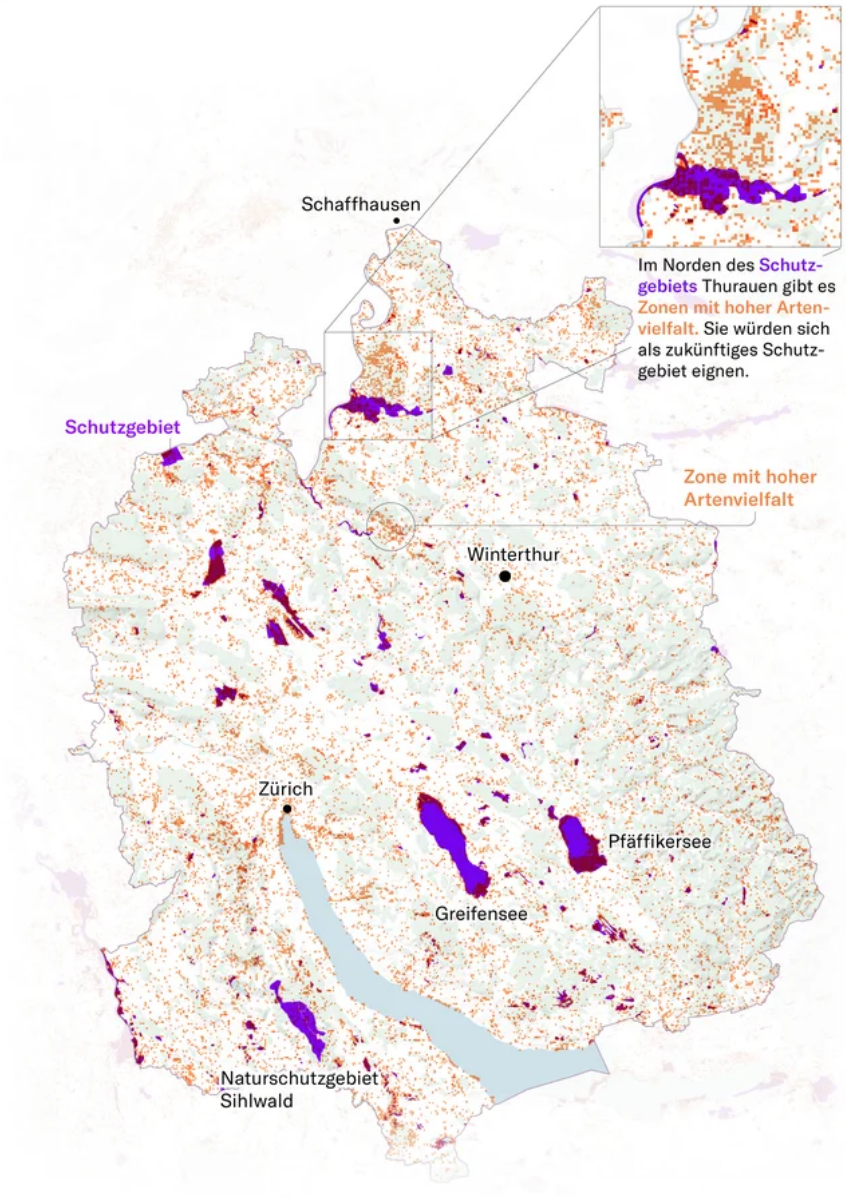
Diese Gebiete haben gewiss einen Nutzen für die biologische Vielfalt, im Vordergrund steht er aber nicht. Man könne sich durchaus darüber streiten, inwieweit die Jagdbanngebiete ohne weitere Auflagen oder Massnahmen wirklich in vollem Umfang dem Schutz der Biodiversität dienten, sagt Fischer.

Auch Waldreservate und bestimmte Biotope sind geschützt

Über die in der Karte gezeigten Areale hinaus gibt es in der Schweiz noch etliche weitere Schutzgebiete für die biologische Vielfalt. So hat man etwa auch auf kantonaler und kommunaler Ebene Flächen für diesen Zweck ausgewiesen, zum Beispiel Waldreservate und Biotope von regionaler und lokaler Bedeutung. Zusammen mit diesen – und noch einigen weiteren Gebieten – kommt man auf die rund 13 Prozent der Landesfläche, die das Bundesamt für Umwelt als geschützt meldet.

Wenn die Schweiz die Schutzgebiete in Zukunft ausdehnen will – welche Flächen könnten das dann sein? Laut Fischer sind die Kandidatenflächen über das ganze Land verteilt. Infrage kämen zum einen Flächen, die eine hohe biologische Vielfalt aufwiesen. Zum anderen seien es Flächen mit Arten, für die die Schweiz eine besondere Verantwortung trage, weil sie selten seien. Es handelt sich um eine hohe Zahl sehr kleinteiliger Areale.

Schutzgebiete und Zonen mit hoher Artenvielfalt im Kanton Zürich



Quelle: Info Flora

Wichtig für den Artenschutz sind aber nicht allein die Schutzgebiete mit den strengsten Vorschriften. Es kommt zusätzlich darauf an, wie man mit dem Rest der Landfläche umgeht. Durch den Klimawandel würden sich die Areale vieler Arten verschieben, erläutert Fischer. Nur wenn man auch miteinander vernetzte Schutzflächen bereitstellt, erlaubt das den Arten, von einem Gebiet in ein anderes zu wandern.

Das bedeutet, dass es zwischen den besonders stark geschützten Arealen zusätzliche Gebiete mit einem geringeren Schutzstatus braucht. Dann können Tiere oder Pflanzen ein weniger streng geschütztes Gebiet wie eine Art Trittstein benutzen, um in ein Schutzgebiet zu gelangen, das besser für ihr Überleben geeignet ist.

Warum die Gründung von Schutzgebieten häufig schwierig ist

Dass es in der Schweiz mit der Erweiterung von Schutzgebieten so langsam vorangeht, liegt oft an Bedenken der lokalen Bevölkerung. Das war zum Beispiel zu erkennen, als man vor einigen Jahren versuchte, in der Schweiz einen zweiten Nationalpark einzurichten: den «Parc Adula» im Grenzgebiet zwischen Graubünden und dem Tessin. Die Humangeografin Annina Michel von der Universität Zürich hat das Projekt mit Beobachtungen, Interviews und Umfragen begleitet.

Gian Ehrenzeller / Keystone

Ein Gebirgsbach auf der Greina-Hochebene. Dieses Gebiet hätte zu der Kernzone des ursprünglich geplanten zweiten Nationalparks «Parc Adula» gehört.

Gestartet wurde das Vorhaben im Jahr 2000. Die Verantwortlichen bezogen die lokale Bevölkerung dabei stark mit ein. «Es wäre ein Nationalpark geworden, der verschiedene Ziele hat, nicht nur den Biodiversitätsschutz», sagt Michel. Es ging auch um Regionalentwicklung, nachhaltigen Tourismus und die Stärkung der lokalen Identität.

Trotzdem wurde im Jahr 2016 die Gründung des zweiten Nationalparks abgelehnt – wenn auch knapp. In einer Studie hat Michel gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen die Gründe untersucht. Demnach mangelte es der Bevölkerung an Vertrauen in das Projekt.

Es fehlte ein charismatischer Vertreter

Der «Parc Adula» war als Bottom-up-Projekt angelegt – also als ein Vorhaben, bei dem die Initiative von den Gemeinden ausging. Doch dieses Konzept war für die Menschen nicht immer deutlich zu erkennen.

Die Befragten beschrieben die Kommunikation über das Projekt oft als technokratisch.

«In der Wahrnehmung der lokalen Bevölkerung kamen da Leute und Ideen aus einem politisch-wissenschaftlichen Bereich und sagten, was die Einheimischen tun dürfen oder nicht – jedenfalls in der Kernzone des geplanten Parks», erzählt Michel. Die sehr breiten Ziele des Projekts – Naturschutz, ökonomische Entwicklung, Stärkung der Identität – wurden von vielen als unglaubwürdig wahrgenommen. Hinzu kam, dass in der Region drei verschiedene Sprachen gesprochen werden.

Es fehlte auch an einer charismatischen Person, die das Projekt glaubwürdig hätte vertreten und vorantreiben können. Jedenfalls sagten das mehrere Personen, die nach dem Scheitern befragt wurden. «Ich bin mir aber nicht sicher, wie stark das geholfen hätte», meint die Forscherin.

Immerhin haben sich einige Gemeinden danach einem bereits bestehenden Naturpark angeschlossen; andere wollen selbst einen gründen. «Es ist nicht einfach ein gescheitertes Projekt», sagt Michel. Auch lassen sich Lehren daraus ziehen – für künftige Versuche, in der Schweiz Schutzgebiete für die biologische Vielfalt einzurichten. Man müsse von Beginn an über alles diskutieren und diesen Diskussionsprozess immer wieder anpassen, empfiehlt die Zürcher Geografin. Es könne immer neue Gesichtspunkte geben, die die Meinungen verändern könnten.

Von 30 Prozent Schutzfläche ist die Schweiz weit entfernt

Womöglich helfen die Lehren aus dem Projekt «Parc Adula» auch bei künftigen Erweiterungsplänen. Aus wissenschaftlicher Sicht notwendig seien in der Schweiz eigentlich 30 Prozent der Fläche als Schutz- und Vernetzungsgebiete, um die Biodiversität zu erhalten, sagt der Pflanzenökologe Fischer. Davon sei man aber noch extrem weit entfernt. Er bezweifelt, dass es der Schweiz gelingen wird, die biologische Vielfalt in nächster Zeit in dem geforderten Ausmass zu schützen.

Fischer hofft aber «für Natur und Mensch», dass man die Schutzgebiete bald auf mindestens 17 Prozent ausdehnt. Und dass man weitere 13 Prozent der Fläche so anpasst, dass es der Biodiversität nützt – zunächst zum Beispiel durch dementsprechend schonende Nutzung oder durch Renaturierung.